

Nationalismus –

Die deutsche Industrialisierungsideologie?

Karl Hardach

© Selbstverlag Forschungsinstitut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
an der Universität zu Köln

Herausgeber: Prof. Dr. Dr. Friedrich-Wilhelm Henning

Schriftleitung: Dr. Klara van Eyll

Druck: Wilhelm Metz, Aachen

Printed in Germany · Alle Rechte vorbehalten

Der Ausdruck ¹ Industrialisierungsideologie stammt von dem Nestor der Europäischen Wirtschaftsgeschichte in den Vereinigten Staaten, Alexander Gerschenkron ². Er meint, während des Industrialisierungsprozesses einzelner europäischer Länder bestimmte Industrialisierungsideologien feststellen zu können: Im Falle Englands habe der ökonomische Liberalismus diese Funktion erfüllt, in Frankreich der Saint-Simonismus, in Rußland der Marxismus, in Deutschland ein „ismus“, den Gerschenkron „nationalism“ nennt. (Ich verwende mit Absicht das englische Wort.)

Diese verschiedenen „ismen“ hätten — so Gerschenkron — die emotionalen und intellektuellen Räder der Industrialisierung geschmiert. Er sagt „geschmiert“, von „In-Gang-Setzen“ ist, wohlgemerkt, nicht die Rede. Gerschenkron schreibt, wörtlich übersetzt: „Um die Schranken der Stagnation in einem rückständigen Land zu durchbrechen, um die Vorstellungskraft der Menschen anzufachen und ihre Energien in den Dienst der wirtschaftlichen Entwicklung zu stellen, ist eine stärkere Medizin nötig als das Versprechen einer besseren Allokation der Ressourcen oder eines niedrigeren Brotpreises“. Er fährt fort: „Unter solchen Bedingungen (der Rückständigkeit) benötigt sogar der Geschäftsmann, sogar der wagende und innovierende Unternehmer klassischen Typs einen stärkeren Anstoß als die Aussicht auf hohe Gewinne. Was nötig ist, um die Berge der Routine und der Voreingenommenheit hinwegzuräumen, ist das Vertrauen darauf, daß — in den Worten Saint-Simons — das Goldene Zeitalter nicht in der Vergangenheit, sondern erst in der Zukunft der Menschheit liegt“.

Mit „Ideologie“ meint Gerschenkron also wohl kaum ein anspruchsvolles Ideengebäude auf breiter philosophischer Basis, sondern eher einige in der Luft liegende Vorstellungen oder die Lieblingsansichten des berühmten Mannes auf der Straße. Er gibt jedenfalls keine Definition, und es gibt bekanntlich auch keine allgemein anerkannte Definition von „Ideologie“; ich habe etwas den Verdacht, daß der Ausdruck „Industria-

¹ Vortrag, gehalten im Seminar für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität zu Köln am 13. Mai 1975. Karl Hardach ist Professor für Europäische Wirtschaftsgeschichte an der Rutgers University, New Brunswick, N.J., USA.

² Schon einmal hatten Ideen dieses bedeutenden Wirtschaftshistorikers Denkanstöße zu einem Referat gegeben: CHARLES WILSON, Europa im Spiegel russischer Geschichte — wie Alexander Gerschenkron es sieht, Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Heft 16, Köln 1971.

lisierungsideologie“ der klangvollen Alliteration wegen gewählt wurde. Vielleicht genügt zum Verständnis aber das, was Theodor Geiger über „Ideologie“ gesagt hat, nämlich: „Das Ideologische ist ein dem wissenschaftlichen Denken fernes, dem Trieb-, Gefühls- und Willensleben entspringendes Element“.

Für Deutschland, wo eben „nationalism“ als Industrialisierungsideologie gewirkt haben soll, verweist Gerschenkron auf Friedrich List. Seine Industrialisierungstheorien könnten weitgehend als der Versuch eines Mannes gewertet werden, dessen persönliche Beziehungen zu den Saint-Simonisten sehr eng waren, die inspirierende Botschaft des Saint-Simonismus auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Das Fehlen — sowohl einer vorangegangenen politischen Revolution wie auch einer frühen nationalen Einigung — habe „nationalism“ zu einer geeigneten Industrialisierungsideologie gemacht.

Bislang habe ich immer von „nationalism“ gesprochen. Gerschenkron benutzt tatsächlich drei Ausdrücke, nämlich nationalist sentiment, nationalist ideology und nationalism, die er offensichtlich für synonym hält. Doch was meint er damit? Denn „nationalism“ besitzt im Englischen keinen genau definierten Inhalt. Ich will Ihnen eine ausführliche Wortauslegung ersparen, es ist aber nötig zu sagen, daß „nationalism“ einmal soviel wie „Nationalgefühl“ bedeuten kann, d. h. den Wunsch nach Herrschaft nicht einschließt, wohl aber die Bereitschaft beinhaltet, die Rechte anderer zu respektieren. Jedoch wird das Wort „nationalism“ im Englischen auch dazu verwendet, eine moralische, intellektuelle oder materielle Überlegenheitshaltung auszudrücken, die auf Beherrschung abzielt. Kurz gesagt: einmal „bloßes Nationalgefühl“, ein anderes Mal „übersteigertes Nationalgefühl“.

Wie hat die Fachwelt Gerschenkron in diesem Punkte verstanden? Durchweg wird angenommen, daß Gerschenkron mit „nationalism“ ein übersteigertes Nationalgefühl meinte. Der renommierte englische Wirtschaftshistoriker Tom Kemp etwa folgt Gerschenkron und benutzt Ausdrücke — offensichtlich synonym gemeint — wie: patriotic devotion, exacerbated nationalism, economic nationalism, dynamic nationalism, national feeling, national pride and ambition, nationalist fervour, militant patriotism. Dies erscheint als eine nach geradezu rituelle sprachliche Beschwörung von Gerschenkrons dunklem Ausdruck „nationalism“. Es liegt hier eben einer der leider recht häufigen Fälle vor, daß ein Wort, das ursprünglich auf dem politischen Marktplatz entstanden ist, als Be-

griff für den Sozialwissenschaftler wenig hergibt, d. h. für eine wissenschaftliche Nomenklatur von nur geringem Nutzen ist. Sieht man indessen hiervon einmal ab, so bleibt dann doch noch zu fragen, ob es sinnvoll ist, die Haltung eines Volkes schlechthin als „nationalism“ zu kennzeichnen, und zwar in einem Jahrhundert, das häufig für ganz Europa als „die Epoche des Nationalismus“ bezeichnet wird. Ich will dies jetzt nicht weiter vertiefen, sondern möchte zu einem anderen Punkte übergehen.

Damit bestimmte Vorstellungen und Gedanken wirksam und für die allgemeine historische Entwicklung bedeutsam werden können — und somit mehr als bloß ideengeschichtliches Interesse erlangen — müssen sie die wichtigen sozialen und politischen Institutionen durchdringen. Im vorliegenden Fall muß gefragt werden: Lassen sich Mechanismen aufzeigen, die „nationalism“ in ökonomisch relevante Akte umsetzen? Es leuchtet nämlich ein, daß ein bloß kultureller Nationalismus, der sich auf das Verfassen von patriotischen Liedern, Geschichten, Romanen beschränkt, keine wesentlichen wirtschaftlichen Folgen hat. Allenfalls erhöht sich etwas der Verbrauch an Fahmentuch und von Notenpapier für die Nationalhymne. Damit soll nichts gegen das Wirken von Komponisten und Dichtern gesagt werden, doch interessieren hier andere Gruppen, nämlich

- 1) die Staatsbeamten,
- 2) die Produzenten, d. h. die Unternehmer und Arbeiter,
- 3) die Konsumenten und
- 4) die akademischen Volkswirte.

Zeigen diese Gruppen während der Industriellen Revolution in Deutschland ein Verhalten, das sinnvollerweise als „nationalism“ bezeichnet werden kann? Der Untersuchungszeitraum soll insgesamt das halbe Jahrhundert vor 1870 sein, denn das neugegründete Reich besaß bereits über 13 Prozent der Weltindustrieproduktion, d. h. hatte bereits erfolgreich industrialisiert. Die geringe Zahl der im Rahmen eines Vortrages zu bietenden Beispiele soll mehr der Illustration und Verdeutlichung als der Beweisführung dienen.

Als erste zu untersuchende Gruppe wurden die Staatsbeamten, die Vertreter der Regierung genannt. Was für eine staatliche Wirtschaftspolitik

wäre zu erwarten, wenn „nationalism“ bei ihrer Gestaltung eine Rolle spielt? Man könnte annehmen:

- 1) Der Staat wird solche wirtschaftlichen Tätigkeiten verfolgen, die im Hinblick auf die nationale Identität von symbolischem Wert sind.
- 2) Der Staat wird gegen ausländische Wirtschaftseinflüsse opponieren.
- 3) Der Staat wird eine Präferenz für heimische Erzeugnisse zeigen.

Wendet man sich dem Fall 1 zu, so ergibt sich, daß „nationale Parade-
pferde“ nahezu völlig fehlen. Gewiß, der Dom dieser Stadt wurde mit ge-
samtdeutschen Mitteln zu Ende gebaut, aber große Vorhaben von be-
trächtlichem symbolischem Wert und ökonomischer Bedeutung fehlen.
Man findet weder den Aufbau einer großen Kriegsmarine noch den Er-
werb von Kolonien — solch kostspielige, aber auch mit hohem psychi-
schem Einkommen verbundene Tätigkeit wurden erst später, im letzten
Drittel des 19. Jahrhunderts in einem völlig veränderten politischen und
gesellschaftlichen Klima vorgenommen. Diese Abstinenz in der Schaf-
fung nationaler Symbole ist nicht verwunderlich, denn die Idee der na-
tionalen Einheit lief ja den Interessen der Einzelstaaten, insbesondere
denen Preußens, lange Zeit zuwider — nicht zuletzt auf Grund der libe-
ralen und demokratischen Beiklänge der nationalen Bewegung. Die
Gründungswelle Technischer Hochschulen in der zweiten Hälfte der
20er Jahre oder der schnelle Aufbau der Eisenbahnen seit den 1830er
Jahren hatte die Einzelstaaten zum Träger. Hier spielten einzelstaatliche
und dynastische Rivalitäten eine große und durchaus positiv zu bewerte-
nde Rolle.

Gehen wir über zu Fall 2: Abwehr ausländischer Wirtschaftseinflüsse.
Eine solche Haltung könnte sich in Versuchen äußern, ausländischen
Produktionsfaktoren den Zutritt zu erschweren oder gar zu verwehren.
Das Gegenteil trifft jedoch zu: Ausländische Männer, Maschinen und
Methoden waren willkommen; die Einzelstaaten wetteiferten um ihren
Einsatz, sandten Beamte ins Ausland und finanzierten Auslandsreisen
von Unternehmern, um neue Technologien aufzuspüren und Fachkräfte
abzuwerben. Nun wäre es aber falsch, solche und ähnliche Tätigkeiten
als Teil einer konsistenten staatlichen Politik der Industrieförderung an-
zusehen. Es handelte sich hier zum großen Teil um die weitere Verfol-
gung alter merkantilistischer Ziele, gewissen fiskalischen, wirtschaftli-
chen und militärischen Staatsnotwendigkeiten zu genügen. Zu einer be-
wußten Industrialisierungspolitik fehlte nicht nur der organisatorische

Apparat, sondern auch weitgehend der Wille, denn die Regierungen der deutschen Einzelstaaten waren Regierungen des Adels, für den Adel und durch den Adel. Warum sollten sie einen Prozeß sozialökonomischen Wandels fördern oder gar beschleunigen, der letztlich — das wußte man von England — zum Abbau der gesellschaftlichen und politischen Vorrechte der Aristokratie und zum Aufstieg des Bürgertums führen würde? Es ist daher mit einigem Recht argumentiert worden, daß vor den 1860er Jahren die Wirtschaftspolitik der meisten deutschen Staaten gelegentlich feindlich und häufiger gleichgültig einer breiten Industrialisierung gegenüber gestanden hat.

Beim Fall 3 (staatliche Präferenz für heimische Produkte) denkt man zunächst an die Zollpolitik und stößt zuerst auf den preußischen Tarif von 1818. Dieser legte Zölle von etwa 10 Prozent auf den Import von Gewerbetwaren und war damit noch freihändlerischer als der entsprechende Tarif Englands, von anderen europäischen Großstaaten ganz zu schweigen. Die Zollerhöhungen des Zollvereins, insbesondere für Eisen und Garn, in den 40er Jahren änderten daran nur wenig. Übrigens: Zölle oder Zollerhöhungen an sich reichen prima facie nicht aus, um eine Außenhandelspolitik als „nationalistisch“ zu klassifizieren. Ökonomisch-theoretisch lassen sich Zölle in diesem Stadium der wirtschaftlichen Entwicklung bekanntlich rechtfertigen, da sie zu einer Erhöhung des Sozialprodukts beitragen können (Kostensenkungen durch Ausnutzung der economies of scale bzw. Erzielung von social gains durch Heranbildung einer Fabrikarbeiter- und Unternehmerschaft).

Eine zweite Art, Präferenz für heimische Produkte zu zeigen, wären direkte staatliche Finanzhilfen an inländische Produzenten. Die Firma Krupp beispielsweise bemühte sich 1817, 1818, 1823, 1830 und 1835 um eine derartige Unterstützung, doch die preußische Regierung ignorierte ihre Petitionen oder wies darauf hin, daß die Wirtschaftsprinzipien den Staat verpflichten, sich vom privatwirtschaftlichen Bereich fernzuhalten. Erst in den 1860er Jahren änderte die preußische Regierung ihre Einstellung, und Staatskredite standen Krupp reichlich zur Verfügung.

Eine dritte Form, die heimische Produktion zu begünstigen, wäre der administrative Protektionismus, etwa durch eine Bevorzugung bei Staatsaufträgen. Indessen findet man eine ausgesprochene Scheu staatlicher Stellen, deutsche Erzeugnisse zu erwerben. Die preußische Regierung lehnte es zum Beispiel Mitte der 40er Jahre ab, Kruppsche Gußstahlschütze auch nur auszuprobieren. 1849 fanden Tests statt, die die Über-

legenheit dieser Kanonen darlegten, doch bestellt wurden keine. Erst zehn Jahre später, als die Armeen Englands, Rußlands, Osterreichs und Ägyptens bereits seit langem mit diesen Kruppschen Waffen ausgerüstet waren, erteilte die preußische Regierung entsprechende Aufträge. Auf nicht-militärischem Gebiet, etwa beim Bezug von Eisenbahnmaterialien, war die Lage ähnlich. Auch hier zeigten private Tests in den 1850er Jahren die Überlegenheit Kruppscher Erzeugnisse, doch der preußische Staat bevorzugte weiterhin ausländische Fabrikate, obwohl Krupp seit Jahren die entsprechenden Materialien nach England und Frankreich exportierte. Insgesamt kann man sagen, daß es keinen administrativen Protektionismus gab, wie ihn etwa Rußland seit 1866 praktizierte. Die russischen Privatbahnen mußten russische Schienen kaufen, obwohl diese teurer waren, und wenigstens die Hälfte ihres rollenden Materials mußte inländischen Ursprungs sein.

Eine vierte und letzte Art, Präferenz für heimische Produkte zu zeigen, wäre die Schaffung sicherer ausländischer Absatzmärkte, etwa durch den Erwerb von Überseeterritorien. Hierzu kam es jedoch nicht, obwohl gelegentlich Teile der Geschäftswelt eine koloniale Ausweitung forderten.

Wenden wir uns somit der zweiten Hauptgruppe an Akteuren zu, die ich „die Produzenten“ genannt habe. Unter den Geschäftsleuten, besonders in den Hafenstädten, fanden sich aus verständlichen Gründen manche Befürworter einer aktiven Kolonialpolitik, doch die preußische Regierung wollte selbst am Ende unseres Untersuchungszeitraums nichts davon wissen. Als Bremer Kaufleute anregten, beim Frankfurter Frieden von 1871 das französische Saigon zu annektieren, wies die Regierung dies mit dem Bemerken zurück, Kolonialpolitik sei ein überholter Standpunkt, da das Prinzip des Laissez Faire allen Nationen freien Zugang zum Überseehandel biete.

Ging es manchen Geschäftsleuten um territoriale Ausweitung, waren andere für Selbstbescheidung. So plädierte beim gleichen Friedensschluß die deutsche Textil-Lobby dafür, das elsässische Spinnerei- und Webereizentrum Mülhausen von der Annexion Elsaß-Lothringens auszunehmen, da das zusätzliche Textilangebot den deutschen Markt ruinieren würde. An anderen Beispielen für die gediegene vaterländische Gesinnung unter den Geschäftsleuten ist kein Mangel. Als 1870 bei Kriegsausbruch die preußische Regierung an der Berliner Börse Kriegsanleihen auflegte, fanden sich wenige Zeichner. Erst als der Sieg nahezu vollständig war, engagierten sich die Anleger in patriotischer Weise. Im rheinisch-west-

fälischen Bürgertum galt es bis 1870 und noch lange Zeit danach nicht als unschicklich, die Musterungsärzte zu schmieren, um dem Wehrdienst zu entgehen.

Es erscheint mir sinnvoll, deutlich festzuhalten, daß Besitzbürgertum und Bildungsbürgertum — bei allen Überschneidungen — eine unterschiedliche Beziehung zu nationaler Einheit, Liberalismus und Demokratie hatten. Während der Bildungsbürger von diesen Ideen sehr stark angesprochen wurde, war der Besitzbürger, insbesondere der tätige Geschäftsmann, bereit, entsprechende Forderungen zu unterstützen, wenn es ihm vernünftig und sinnvoll erschien. Über Sinn und Verstand einer Politik, über die Zweckmäßigkeit bestimmter politischer Forderungen und Konzepte glaubte er sich häufig am besten durch einen Blick in das eigene Kassenbuch informieren zu können. Die Geschäftsleute waren allgemein Vertreter von Gesetz und Ordnung, da sich soziale und politische Umbrüche normalerweise ungünstig auf den Gang der Geschäfte auswirken.

Die betont realistische Einstellung vieler Geschäftsleute zum Nationalgedanken — Patriotismus ja, solange er die Profite nicht gefährdet — zeigte sich auch in anderer Form. Ließen sich etwa die Gewinne durch patriotische Appelle steigern, dann verstanden es viele Unternehmer sehr gut, die Nationalidee in ihren Dienst zu stellen. So meinten die Hamburger Reeder in den 1840er Jahren, daß die Entwicklung „unserer Handelsflotte eine Nationalsache“ ist. In süddeutschen Zeitungen wagten sie die Behauptung und Forderung: „Wer noch einen Funken an Nationalgefühl besitzt, muß auf deutschen Schiffen exportieren und importieren und darf sich nicht durch die niedrigen englischen Frachtraten verführen lassen“. Offensichtlich muß es aber viel „Verführte“ gegeben haben, warum sonst diese Werbekampagne!? Ein anderes Beispiel: In den 1840er Jahren empfahl der Röhrenfabrikant Poensgen einigen deutschen Stadtverwaltungen, als diese Gasleitungen legen ließen, sie sollten doch seine **d e u t s c h e n** Röhren kaufen. Er war jedoch gewitzt genug, sich rückzuversichern, falls dieses patriotische Verkaufsargument nicht ziehen sollte, und fügte hinzu, daß in seinen Werkstätten die besten **e n g l i s c h e n** Vorarbeiter und Techniker tätig wären. Oder anders ausgedrückt, er sagte, meine deutschen Röhren sind in Wirklichkeit englische Erzeugnisse. Dies war ein kluger Schachzug, denn lange Zeit hindurch hielt der deutsche Kunde nur englische Erzeugnisse für Spitzenprodukte. Die deutsche Maschinenbauindustrie beispielsweise

hatte noch in den 50er Jahren in einer Reihe von Sparten gegen das heimische, nahezu abergläubische Vorurteil anzukämpfen, daß ihre Erzeugnisse den englischen Fabrikaten weit unterlegen seien. Indessen zeigte die Weltausstellung von 1862 klar, daß der deutsche Maschinenbau durchweg das Weltniveau erreicht hatte und viele eigenständige Erfindungen und Verbesserungen vorweisen konnte. Im folgenden Jahr, 1863, verzeichnete die Außenhandelsbilanz des Zollvereins beim Posten „Maschinen“ erstmals einen Exportüberschuß.

Man wird vielleicht argumentieren können, daß sich deutsche Produkte, etwa im Maschinenbau, im Ausland allgemein eher durchsetzten als auf dem Binnenmarkt. Manche deutsche Erzeugnisse hatten lange Zeit einen so schlechten Ruf, daß beispielsweise Aachener, Solinger, Remscheider Stahlwarenfabrikanten ihre Schneidwaren unter ausländischer Marke vertrieben, während Krupp einen Teil seines Stahl als englischen verkaufte. Noch 1873 schrieb die Frankfurter Aktionärszeitung, daß bis vor wenigen Jahren die deutsche Industrie ihre Produkte unter fremder, meist englischer Etikette angeboten hätte. In einer solchen Situation ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die deutschen Industriellen in größerem Maße ungetrübten Stolz auf ihre eigenen Leistungen entwickeln konnten. Ihre Einstellung zu den vielen in Deutschland tätigen ausländischen Ingenieuren, Vorarbeitern und Spezialisten blieb gleichfalls zwiespältig: Man klagte zwar allgemein über deren hohe Gehaltsansprüche und häufige Unzuverlässigkeit — und dies zu Recht, versicherte sich aber eifrig ihrer Dienste.

Am stärksten gerieten natürlich die deutschen Arbeiter, die zweite Untergruppe bei den Produzenten, mit diesen ausländischen Fachleuten in Kontakt. Über ihre Einstellung zu den Ausländern weiß man nahezu gar nichts. Gute Beziehungen sind aber auf Grund der Sprachbarriere, infolge der enormen Einkommensunterschiede und wegen des verschiedenen sozialen und kulturellen Hintergrundes nicht sehr wahrscheinlich. 1830 zerstörten Arbeiter die Aachener Anlagen des Fabrikanten James Cockerill — aber lag hier Klassenantagonismus oder Xenophobie vor? 1848 forderten Solinger Arbeiter die Entlassung französischer Gießereiarbeiter — gab es hier eine nationalistische Basis für diese Aktion? Man muß im Auge behalten, daß Klassensolidarität unter den deutschen Arbeitern selbst in den 50er und 60er Jahren noch nahezu unbekannt war, während regionales Mißtrauen und landsmannschaftlicher Haß sehr weit verbreitet waren. Der Arbeiterschaft mangelte es durchweg an einem Ge-

fühl nationaler Zusammengehörigkeit wie auch an einem Interesse für Politik jenseits des lokalen oder regionalen Bereichs. Selbst die fortschrittlichsten und gebildetsten Arbeiter — gewöhnlich aktiv in der sozialdemokratischen Bewegung — vertraten sehr selten in den 1860er Jahren gesamtdeutsche Ideen. Dies kann an sich nicht überraschen, denn Nationalismus (einfacher oder übersteigerter) ist die Folge einer entsprechenden Erziehung.

Ein Blick in die Volksschulbücher der Zeit ist daher sinnvoll, denn diese stellen die Pflichtlektüre eines relativ leicht und nachhaltig zu beeinflussenden Leserkreises dar. Diese Lesebücher zielten ja weniger auf Wissensvermittlung, sondern mehr auf das Etablieren von Verhaltens- und Denkmustern. Aus einer entsprechenden Analyse der preußischen Volksschulbücher um 1840 ist zu entnehmen, daß solche bürgerlichen Tugenden wie Ehrlichkeit, Nüchternheit, Sorgfalt, Rechtschaffenheit usw. herausgestellt wurden. Diese moralischen Forderungen wurden entweder durch die christliche Ethik oder durch eine Individualethik (man fühlt sich besser, wird allgemein geachtet und dergleichen) abgesichert. Indessen finden sich keinerlei Hinweise, daß ein solches Verhalten gegenüber König, Volk oder Vaterland geboten sei, etwa in dem Stil: Man müsse härter und länger arbeiten, da man Deutscher sei, weil die Gefahr einer Überfremdung bestehe, weil man gegenüber dem Ausland aufholen müsse oder ähnliches. Solch a-nationaler, wenn nicht anti-nationaler Tenor der Schulbücher spiegelt selbstverständlich die partikularistische Einstellung der Regierungen der deutschen Einzelstaaten wider. Da Nationalismus auf der Volksschule nicht vermittelt wurde, ist es auch nicht wahrscheinlich, daß sich die Arbeiterschaft als Verbraucher nationalistisch verhielt.

Über die Konsumenten, die dritte Gruppe an Akteuren auf der wirtschaftlichen Bühne, besitzt der Wirtschaftshistoriker nur einige wenige Kenntnisse. So gibt es über die Konsumgewohnheiten der unteren Schichten noch keine für unsere Fragestellung relevante Untersuchung. Ist indessen anzunehmen, daß Menschen — relativ nahe am Hungerniveau — sich den Luxus eines Nationalismus leisten werden? Können sie auf materielle Werte verzichten, indem sie für Inlandsware höhere Preise zahlen oder geringere Qualität in Kauf nehmen, um sich so einen immateriellen Vorteil zu verschaffen, der aus der Vermeidung ausländischer Produkte, die billiger oder besser sind, resultiert? Die Frage stellen, heißt sie zu verneinen.

Weit bessere Informationen gibt es aber über das Verhalten der Konsumenten aus der Oberschicht. Diese zeichnete sich durch eine ausgesprochene Vorliebe für Ausländisches, insbesondere Englisches, aus. Man kann geradezu, etwa beim rheinischen Bürgertum, aber auch bei den Hanseaten von einer Rezeption des englischen Lebensstils sprechen. Textilunternehmer taufte häufig ihre nach englischer Art erbauten Fabriken „Birmingham“ oder „Cromford“; sie selbst pflegten in Villen zu wohnen, die im Tudorstil gehalten und in englische Landschaftsgärten eingebettet waren. In den Wohnzimmern gab es kolorierte Lithographien von London, und der gediegene Geschäftsmann pflegte in englischer Kleidung auf englischen Stilmöbeln zu sitzen und eine englische Zeitung oder einen englischen Roman zu lesen. Die Anglomanie ging nicht selten so weit, daß man seinen Vor- oder Familiennamen anglierte oder wenigstens britannisierte. Krupp reiste als Alfried nach England und kehrte 1838 als Alfred heim. Der junge Hamburger Kaufmann Wilhelm Oswald schrieb sich seit Mitte der 1820er Jahre — von einer Weltreise zurückgekehrt — William O'Swald.

Ausmaß und Einfluß der deutschen Anglomanie sind natürlich schwer zu bestimmen, doch wäre es verfehlt, sie als untypische Einzelercheinung abzutun, erschien sie doch selbst dem Schriftsteller bedeutsam und reizvoll genug, seinen deutschen Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten und ihre Anbetung alles Englischen zu verspotten. So erzählte 1827 Wilhelm Hauff in seiner „Geschichte von Kalif Storch“ ein Märchen, das er „Der Affe als Mensch, auch betitelt Der junge Engländer“ nannte. Darin maskierte ein Fremder aus Berlin einen Orang-Utan und stellte ihn im süddeutschen Städtchen Grünwiesel den Honoratioren als seinen ausländischen Neffen vor. Der junge Mann galt trotz seines sonderbar gebrochenen Deutsch, seines wüsten Gehabes und tollen Treibens in der Gesellschaft „als Muster von Bildung und Verstand, und besonders den Jüngeren erschien sein Benehmen nachahmenswert, denn er mußte als Engländer natürlich alles besser wissen“. Kurzum: Unter den Konsumenten läßt sich eine „Deutsche-kaufen-deutsche-Waren“-Einstellung nur sehr schwer denken.

Die vierte und letzte Hauptgruppe, die hier untersucht werden sollte, bilden die akademischen Volkswirte. In den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts herrschte in Deutschland unangefochten die Lehre des Adam Smith und verbreitete sich von drei Zentren (Göttingen, Königsberg und Halle). Viele preußische Beamte, darunter Stein, Hardenberg und Motz,

waren stark von diesen Ideen beeinflusst. Der 1858 gegründete Kongreß deutscher Volkswirte stand völlig auf dem Boden des Laissez Faire, und die Freihändler wurden seit den späten 40er Jahren von Prince-Smith, einem Engländer mit preußischem Bürgerrecht, geführt. Bis in die 70er Jahre hinein blieben die Vertreter der Klassik an den deutschen Universitäten tonangebend. Daran änderte auch das Aufkommen der Älteren Historischen Schule (Roscher, Knies, Hildebrand) wenig, denn ihre Vertreter hatten zwar ihre eigenen, zumeist wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsinteressen, doch vom Katheder unterrichteten sie Klassische Nationalökonomie. Hier gab es erst durch Gustav Schmoller, die Jüngere Historische Schule und institutionell durch die Gründung des Vereins für Socialpolitik (1872) einen Wandel.

Es war auch während der 70er Jahre, daß Friedrich Lists Theorien größere Bedeutung erlangten. Seine Idee, daß komparative Vorteile eine Zeitdimension haben, war seit den 40er Jahren ohne Resonanz geblieben. Seine Botschaft wurde nicht gehört; aber wäre es nicht auch ungenau, Lists Äußerungen — Gerschenkrons einziger Beleg — als „nationalistisch“ zu bezeichnen? Es ist richtig, daß List ein patriotisches, gesamtdeutsches *Vokabular* verwendete, und es ist nicht auszuschließen, daß es gerade dies war, was seine Ideen den partikularistischen deutschen Regierungen verdächtig erscheinen ließ. Besaß diese Botschaft auch einen nationalistischen Inhalt? List attackierte die a-historischen, kosmopolitischen, sog. natürlichen Theorien der Englischen Klassiker, die glaubten, Besonderheiten um des Allgemeinen willen ignorieren zu können. List brachte — das wird heute anerkannt — die Wirtschaftstheorie in einen dringend nötigen näheren Bezug zur Wirklichkeit, und deshalb erinnert auch vieles in seinem Werk an die gegenwärtige Literatur über das Wirtschaftswachstum von Entwicklungsländern. List war nicht anti-englisch eingestellt, kritisierte aber gewisse Erscheinungen des englischen Gesellschafts- und Wirtschaftslebens. List war nicht für Protektionismus an sich, sondern nur für zeitweiligen Zollschutz während einer industriellen Anlaufperiode. List war kein deutscher Nationalist, sondern trat für den industriell Unterlegenen ein, d. h. er befürwortete die Unterstützung der sich mühenden jungen Industrien in den unterentwickelten Ländern seiner Zeit, den Vereinigten Staaten, Frankreich und Deutschland, und vertrat diese Auffassung in seinen amerikanischen, französischen und deutschen Veröffentlichungen.

Wie verhielten sich demgegenüber wirkliche, sozusagen in der Wolle

gefärbte Nationalisten? Diese stellten sich zumeist gegen alle Neuerungen. Für sie stand die kulturelle Einheit der Nation im Vordergrund, da eine politische Einigung weit entfernt schien. Sie verstanden diese kulturelle Einheit im Sinne nationaler Verwurzelung und als Gegensatz zum Ausländischen. Diese Auffassung, die das Volk zum Mittelpunkt nahm, war mit einer anti-industriellen Einstellung verbunden und zeigte sich, vor allem nach 1850, in einer ganz ausgeprägten Sehnsucht nach dem Ländlichen und der Landwirtschaft. Die Losung der Völkischen hieß „Verwurzeltsein“. Die Industrialisierung aber löste nach ihrer Auffassung den Menschen aus der herkömmlichen, wohlthätigen Sozialordnung, machte ihn wurzellos. Bevölkerungsverschiebungen, plötzliches Überholtsein der von altersher vertrauten Werkzeuge, Handwerke und Institutionen, soziales Mißverhältnis und politischer Umbruch, das Umsichgreifen eines schwächeren Materialismus — dies alles waren Symptome einer Industriegesellschaft, mit der sie nichts zu tun haben wollten. Stadt und Fabrik galten ihnen als die Sammelbecken eines entwurzelten Volkes, als Zentren der Entnationalisierung und des Internationalismus.

Einige Worte zum Schluß: Die Ursachen des Prozesses ökonomischen Wandels, den der Wirtschaftshistoriker abgekürzt „Industrielle Revolution“ nennt, sind nur unzulänglich bekannt. Allgemein setzt sich jedoch die Auffassung durch, daß dieser Prozeß mehr beinhaltet als die bloße Übernahme materieller und technischer Verbesserungen. Dieser Prozeß hat auch, ja sogar vor allem, kulturelle, gesellschaftliche und psychologische Komponenten. Nur wenn die inländischen Wertsysteme, Überzeugungen und Ansichten, Denk- und Handlungsweisen einer Adoption ausländischer Verfahren und Methoden förderlich sind, ist ein erfolgreicher Akkulturationsprozeß zu erwarten. Dies macht Gerschenkrons Vorschlag, nach historischen Industrialisierungsideologien Ausschau zu halten, so bedeutsam, sind es doch nach seiner Auffassung die Industrialisierungsideologien gewesen, die die Räder der Industrialisierung schmierten, d. h. den Akkulturationsprozeß erleichterten. Gerschenkrons Fragestellung ist daher nur zu begrüßen, obwohl seine Antwort — jedenfalls im deutschen Falle — nicht recht befriedigen kann. Es erscheint wahrscheinlicher, daß Selbstvertrauen, Selbstsicherheit, ein gesunder Stolz auf die eigene Kultur, der Glaube an die eigene Vergangenheit wie auch an die eigene Fähigkeit, die Zukunft zu meistern, Fortschritte zu machen — daß all dieses für einen erfolgreichen Prozeß sozialökonomischen Wandels, für eine Industrialisierung wesentlich ist. Demgegen-

über wird ein übermäßiger Ausdruck solcher Gefühle, ein kultureller Ethnozentrismus, der Glaube, daß die eigene Kultur die fortschrittlichste und allen anderen überlegen ist, jeder Veränderung abträglich sein, kurzum wird eine Industrialisierung behindern. Unter den wichtigsten Akteuren auf der wirtschaftlichen Bühne Deutschlands vor 1870 existierte solch ein übersteigter Nationalismus nicht, wäre doch die Behauptung einer materiellen, moralischen oder intellektuellen Überlegenheit Deutschlands allzu unglaubwürdig gewesen.

u. a. roman: Der Kohlenhandel und die Handelswege der Niederlande in der Mitte des 15. Jahrhunderts, Köln 1969.

Heft 4
G. H. H. v. ...: Der Wollhandel der Portugiesen im Westindienraum von 16. und 17. Jahrhundert, Köln 1969.

Heft 5
A. ...: Der portugiesische Seehandel in Westafrika im 15. und 16. Jahrhundert und seine Bedeutung für die Entwicklung des überregionalen Handelsverkehrs, Köln 1969.

Heft 6
...: Die Welt der vier Löwe und wirtschaftliches Wachstum. Eine historische Analyse, Köln 1969.

Heft 7
...: ... und die Hanse, Köln 1970.

Heft 8
...: Die neue Wirtschaftsgeschichte — Fernhandelsbeziehungen und Meiborn, Köln 1970.

Heft 9
u. a. roman: Technologischer Fortschritt im Nachkriegs-Europa, Köln 1970.

Heft 10
...: Das Unternehmensbild im nationalsozialistischen Rußland der Vorkriege, Köln 1970.

Heft 11
...: Wo, wann und warum gab es einen Großhandel mit Sklaven während des 18. Jahrhunderts? Köln 1970.

Heft 12
W. A. ...: William Thomas Malvern — ein holländischer Unternehmer im Kolonialgebiet 1805—1833, Köln 1970.

Heft 13
...: Das Arbeitsproblem im deutschen Vorkrieg bei Friedrich List, Köln 1971.

Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Heft 1

J. A. VAN HOUTTE: Die Beziehungen zwischen Köln und den Niederlanden vom Hochmittelalter bis zum Beginn des Industriezeitalters, Köln 1969.

Heft 2

ANTON SPIESZ: Die Manufaktur im östlichen Europa, Köln 1969.

Heft 3

W. BRULEZ: Der Kolonialhandel und die Handelsblüte der Niederlande in der Mitte des 16. Jahrhunderts, Köln 1969.

Heft 4

GONZALO DE REPARAZ: Der Welthandel der Portugiesen im Vizekönigreich Peru im 16. und 17. Jahrhundert, Köln 1969.

Heft 5

A. TEIXEIRA DA MOTA: Der portugiesische Seehandel in Westafrika im 15. und 16. Jahrhundert und seine Bedeutung für die Entwicklung des überregionalen Handelsverkehrs, Köln 1969.

Heft 6

HERMAN VAN DER WEE: Löhne und wirtschaftliches Wachstum. Eine historische Analyse, Köln 1969.

Heft 7

HILDEGARD THIERFELDER: Köln und die Hanse, Köln 1970.

Heft 8

ROBERT W. FOGEL: Die neue Wirtschaftsgeschichte — Forschungsergebnisse und Methoden, Köln 1970.

Heft 9

M. M. POSTAN: Technischer Fortschritt im Nachkriegseuropa, Köln 1970.

Heft 10

GERTRUD MILKEREIT: Das Unternehmerbild im zeitkritischen Roman des Vormärz, Köln 1970.

Heft 11

CHARLES VERLINDEN: Wo, wann und warum gab es einen Großhandel mit Sklaven während des Mittelalters? Köln 1970.

Heft 12

W. O. HENDERSON: William Thomas Mulvany — ein irischer Unternehmer im Ruhrgebiet 1806—1885, Köln 1970.

Heft 13

FRIEDRICH SEIDEL: Das Armutsproblem im deutschen Vormärz bei Friedrich List, Köln 1971.

Heft 14

LENNART JÖRBERG: 100 Jahre schwedischer Wirtschaft, Köln 1971.

Heft 15

WALTHER KIRCHNER: Einige Bemerkungen über die Quellenlage für quantitative Studien der frühen Neuzeit, Köln 1971.

Heft 16

CHARLES WILSON: Europa im Spiegel russischer Geschichte — wie Alexander Gerschenkron es sieht, Köln 1971.

Heft 17

KLARA VAN EYLL: Die Kupfermeister im Stolberger Tal — Zur wirtschaftlichen Aktivität einer religiösen Minderheit, Köln 1971.

Heft 18

CECILIA MARIA WESTPHALEN: Schiffe und Waren im Hafen von Paranaguá, Köln 1971.

Heft 19

TOMOTAKA OKAMOTU: Die Industrialisierung in Japan — Ein Beispiel für die Industrialisierung eines Entwicklungslandes, Köln 1972.

Heft 20

JEAN-FRANÇOIS BERGIER: Zu den Anfängen des Kapitalismus. — Das Beispiel Genf, Köln 1972.

Heft 21

FRIEDRICH-WILHELM HENNING: Die Gutachtertätigkeit der Handelskammer zu Köln in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens, Köln 1972.

Heft 22

HERMANN KELLENBENZ: Die Methoden der Wirtschaftshistoriker, Köln 1972.

Heft 23

JÜRGEN KUCZYNSKI: Technischer Fortschritt im „Nachkriegswesten“, Köln 1972.

Heft 24

ROBERT VAN ROOSBROECK: „Brabanter Kaufleute im Exil“, Köln 1974.

Heft 25

ISTVÁN N. KISS: Bauernwirtschaft und Warenproduktion in Ungarn vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Köln 1974.